

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Ude und die zehn Gebote / Die fünf Gebote eines Menschen / Inwohner / Antworten des Herausgebers

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS NEBELHORN

Nr. 9

1. MAI 1927

I. JAHR

UDE UND DIE ZEHN GEBOTE

Zu den Beschuldigungen und Verdrehungen, Aufzählungen und Ablehnungen, Versprechungen und Lügen, die seit eh und je die Ingredienzien abgeben, aus denen die politischen Sudelköche aller Parteien den Wahlsterz bereiten, der dann je nach der Geschmackslage des Stimmviehs, für das er bestimmt ist, noch mit etwas Milch der frommen Denkungsart, völkischem Erdsalz oder sozialdemokratischem Pfeffer abgeschneckt wird — zu diesen geistigen Nahrungsmitteln ist bei den letzten Wahlen ein neues Gewürz hinzugekommen, um den Gehirnbrei noch schmackhafter zu machen: die zehn Gebote Gottes. Das Verdienst des Versuches, mit einem alten Unsinn einem neuen, der schon beinahe am Verrecken war, noch einmal auf die Beine zu helfen, gebührt dem Professor der Theologie an der Universität Graz, dem Doktor — ich glaube sämtlicher vier Fakultäten — Johannes Ude, der soviel über den Wissensdurst getrunken hat, daß er sich in seinem Rausch für berechtigt hält, seinen Mitmenschen Enthaltensamkeit zu predigen. Und zwar Enthaltensamkeit von der Liebe, vom Alkohol und vom Tabak, welches sonderbares Trifolium er nach einem altbekannten paralytischen Rezept zusammen in einen Topf wirft,

der ziemlich hohl klingt, während er den Fleischgenuß, der an dem Mißbrauch der drei von ihm verfehmten Lustquellen der Hauptschuldige ist, in seinen Wahlreden mit keinem Worte erwähnte und, obwohl selbst Vegetarier, den Zeitpunkt scheinbar für noch nicht gekommen hielt, die Blutrünstigkeit der politischen Küche in vegetarischem Sinne zu mildern.

Man muß sich dessen bewußt sein, daß es notwendig ist, sich die Nase zuzuhalten, wenn man auf die Seite der Gegner Udes tritt und man kann sich lediglich mit der Erfahrung trösten, daß die Dummheit bisweilen in einer Sache Recht haben kann, wenn auch niemals in den Gründen. Zweierlei wurde Ude von seinen politischen Gegnern bezeichnender Weise hauptsächlich vorgeworfen. Erstens, daß er die Stimmen für die Einheitsliste der bürgerlichen Parteien durch seine Eigenbrötelei zersplittere, also eine Tätigkeit, die gerade sein Hauptverdienst darstellt, und zweitens, daß er mit der Golddeckung der Banknoten bei der Nationalbank nicht einverstanden sei, sondern behaupte, die einzig mögliche Deckung des Geldes seien die Produkte der Volkswirtschaft. Diesen Teil des Udeschen Programms nannten seine Gegner ironisch die „Sägespänepolitik“ Udes, weil ja unleugbar feststeht, daß Sägespäne nicht nur ein Produkt der Volkswirtschaft sind, sondern insoferne zugleich auch die Ursache der Wirtschaft im Volke, als die Köpfe der Gesetzgeber mit ihnen zu meist angefüllt sind, weshalb sie ihnen auch als Vergleichsobjekt am nächsten lagen. Auf die anderen Programmpunkte Udes aber ging Keiner von Denen ein, die die Einheitsliste in der Hoffnung propagierten, sich mit ihrer Hilfe ein nahrhaftes Diätensuppeln kochen zu können. Niemand wies darauf hin, daß es zwecklos sei, einen katholischen Priester zum Abgeordneten zu wählen, dem jeder dahergelaufene Bischof unter Berufung auf die oboedientia catholica

nicht nur — wie es schon einmal geschehen ist — das Reden verbieten, sondern natürlich auch das, was er zu reden habe, anschaffen kann und niemand untersuchte den sittlichen Klimbim, der hier als Grundlage für eine Wirtschaftspartei bemüht wurde. Die geradezu aufreizende Unlogik eines dilettantischen Weltverbesserers, der über die Betrügereien der Behörden zetert, gleichzeitig aber apodiktisch die Einführung der konfessionellen Schule verlangt, die den Kindern eintrichtert, daß die Behörden von Gott eingesetzt seien, ist ebensowenig jemanden aufgefallen wie der Irrwitz des Udeschen Verlangens nach der „untrennbaren Einehe mit lebenslänglicher Treuverpflichtung“ bei gleichzeitiger Aufhebung einer Prostitution, die ja nur eine notwendige Folge der Angst davor ist, jene einzugehen und bei gleichzeitiger Kriegserklärung an alle Präservative, denen allein es zu verdanken ist, daß es heute überhaupt noch „Einehen“ gibt, die noch nicht mit der unabwendbaren Proletarisierung sämtlicher Familienmitglieder und mit Gatten- und Kindermorden geendet haben. Keiner von den Anhängern Udes entdeckte die augenscheinliche Fadenscheinigkeit eines Gewissens, dem die Not des Volkes angeblich keine Ruhe läßt, das sich aber dabei an einen Paragraphen derer, die diese Not mitverschuldet haben, gebunden fühlt und keinem dieser bibelfesten Männer fiel der Bibelspruch von den zwei Herren ein, denen man nicht auf einmal dienen könne und daß man nicht mit der rechten Hand die Leute würgen könne, von denen man mit der Linken an jedem Monatsersten 1000 Schillinge als Gehalt nimmt, selbst wenn man dieses Geld nur zum geringsten Teile für sich, sondern hauptsächlich dafür braucht, Heime für „gefallene Mädchen“ zu unterstützen, da man als Professor der Moraltheologie der Ueberzeugung ist, daß es die gottgewollte Bestimmung des Weibes sei, Handarbeiten zu machen und in Fabriken zu gehen oder

einem besoffenen Mann zu lebenslänglicher Treue verpflichtet zu sein. Und kein Roß Gottes legte schließlich die Ohren zurück als Ude, der Professor der Theologie, plötzlich mitten im Wahlkampf entdeckte, daß er nach canonischem Recht gar nicht gewählt werden könne, da die Bischöfe der diversen Wahlkreise nicht um ihre Erlaubnis gebeten worden waren und keines wurde über das Wesen der ganzen Bewegung aufgeklärt und schlug aus als es las, wie Ude, der dieses Versäumnis auf eine Nachlässigkeit seiner Partei zurückgeführt hatte, am nächsten Tag von seinen begeisterten Anhängern, die nicht wußten, daß diese Zeitungsnachricht von ihm stamme, mit dem Berichtigungsparagraphen geschuhriegelt wurde und wie er einen um den andern Tag bald als Listenführer stehen blieb, bald als solcher gestrichen wurde. Alle diese Schwindelanfälle eines politischen Greenhorns interessierten die gesetzgebenden Aerzte Oesterreichs nicht, lediglich die Stimmenzersplitterung und die Sägespäne hatten es ihnen angetan. Aber trotzdem hätte man an diesem Froschmäusekrieg geriebener politischer Geschäftemacher und stümpernder geschäftiger Politikmacher noch seinen Spass haben können, wenn unter den bürgerlichen Wählern der Einheitsliste nur ein ehrlicher Präservativfabrikant gewesen wäre, der unter Berufung darauf, eines der nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu sein, gegen Ude aufgetreten wäre, bewiesen hätte, daß diese Schutzmittel in einer Zeit des Arbeits- und Nahrungsmangels einem eminent ethischen Interesse der ungeborenen Generation dienen und der schließlich verlangt hätte, daß in Hinkunft Präservative, die ohne Zweifel auch ein Produkt der Volkswirtschaft seien, zur Deckung des Banknotenumlaufes der Nationalbank herangezogen werden. Aber auch dieser naheliegende Vorschlag unterblieb und es fand sich auch kein Freidenker, dem die Verwendung der zehn Gebote Got-

tes als Wahlschläger doch Gelegenheit geboten hätte, sie zu übertreten und auch keine Hackenkreuzler interessierten sich für diesen Versuch, übelstem jüdischem Geiste wieder neues Leben einzuhauchen, weil sie vollauf mit der Propagierung des blödsinnigen Satzes: Jud ist Jud beschäftigt sind.

Was nun diese zehn Gebote Gottes anlangt, die in den Gehirnen der abendländischen Menschheit noch immer als Inkarnation höchster ethischer Postulate — wenn auch, Gott sei Dank, schon im Ausgedinge — hausen, so ist über sie so manches zu sagen. Vor allem stammen sie von einem Gotte, der uns oft durch die Merkwürdigkeit seiner Handlungen und Ansichten verblüfft. Ich greife hier nur zwei einander ähnliche Beispiele aus dem biblischen Bericht heraus. Und zwar I. Mose 12, 11—20, wo es heißt:

Und da Abraham nahe bei Egypten kam, sprach er zu seinem Weibe Sarai: Siehe ich weiß, daß du ein schönes Weib von Angesicht bist.

Wenn dich nun die Egypter sehen werden, so werden sie sagen: Das ist sein Weib und werden mich erwürgen und dich behalten.

Lieber, so sag doch, du seist meine Schwester, auf daß mirs besser gehe um deinetwillen und meine Seele bei dem Leben bleibe um deinetwillen.

Als nun Abraham in Egypten kam, sahen die Egypter das Weib, daß es fast schön war.

Und die Fürsten des Pharao sahen sie und priesen sie vor ihm. Da ward sie in des Pharao Haus gebracht.

Und er tat Abraham Gutes um ihretwillen. Und er hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele.

Aber der Herr plagte den Pharao mit großen Plagen um Sarai, Abrahams Weibes Willen.

Da rief Pharao Abraham zu sich und sprach zu ihm: Warum hast Du mir das getan? Warum sagtest Du mirs nicht, daß sie Dein Weib sei?

Warum sprachst Du denn, sie wäre Deine Schwester? Derhalben ich sie mir zum Weibe nehmen wollte. Und nun siehe, da hast Du Dein Weib, nimm sie und ziehe hin.

Und Pharao befahl seinen Leuten über ihn, daß sie ihn geleiteten und sein Weib und alles was er hatte.“

Und weiter I. Mose 20, 2—7:

Und Abraham sprach zu seinem Weibe Sarah: Es ist meine Schwester. Da sandte Abimelech, der König zu Gerar, nach ihr und ließ sie holen.

Aber Gott kam zu Abimelech des Nachts im Traume und sprach zu ihm: Siehe da, du bist des Todes, um des Weibes willen, das du genommen hast, denn sie ist eines Mannes Ehefrau.

Abimelech aber hatte sie nicht berührt und sprach: Herr, willst du denn auch ein gerechtes Volk erwürgen?

Hat er nicht zu mir gesagt: sie ist meine Schwester? Und sie hat auch gesagt: er ist mein Bruder. Habe ich das doch getan mit einfältigem Herzen und unschuldigen Händen.

Und Gott sprach zu ihm im Traume: Ich weiß auch, daß du mit einfältigem Herzen das getan hast. Darum habe ich dich auch behütet, daß du nicht wider mich sündigst. Und habe dir nicht zugegeben, daß du sie berührtest.

So gib nun dem Manne sein Weib wieder, denn er ist ein Prophet und laß ihn für dich bitten, so wirst du lebendig bleiben.“

Ich glaube, daß diese beiden Beispiele genügen, nicht nur das Milieu zu kennzeichnen, aus dem dieser Professor Ude stammt, der doch als Lehrer die Aufgabe hat, solche Schweinereien als „heilige“ Schrift zu verzapfen, sondern sie zeigen auch wie es mit der lebenslänglichen Treuerverpflichtung, mit der er das gemeine Volk martern will, bei den „Propheten“ ausgesehen hat. Der Gott aber, der dem Betrogenen nur dann das Leben schenkt, wenn dieser den Betrüger bittet, bei ihm für ihn zu beten, ist eine Nummer für sich. Und von diesem Gott stammen die zehn Gebote, mit denen Ude die ethische Sanierung Oesterreichs durchführen will und von dem Mittler, den dieser Gott sich ausgesucht hat, um seine Gebote den Menschen zu überbringen, wird in der Bibel (II. Mose 2, 12) berichtet: „Und er wandte sich hin und her und da er sahe, daß kein Mensch da war,

erschlug er den Egypter und verscharrte ihn in den Sand.“ Und die ethischen Exkremente solcher sittlichen Größen wagt man heute noch der Menschheit als Religion anzupreisen, so daß es geschehen kann, daß ein Gemälde von Rubens, das den „Erzvater“ Lot darstellt, wie er von seinen Töchtern alkoholiert wird, „damit sie Samen von ihrem Vater haben“ und der dabei der Meinung ist, ein Erzvater müsse auch der Vater seiner Enkel sein — daß ein solches Gemälde in einer Sammlung der Bilder Rubens' unter die Gemälde religiösen Inhaltes eingereiht erscheint! Und ist es schon an und für sich eine Vorstellung von höchst naiver Komik, daß ein Gott seinen Geschöpfen, die ein moralisches Gesetz in sich tragen, Gebote gibt, so ist es eine Unverschämtheit sondergleichen, einem seit jeher in Europa ansässigen Volke einen Gott zu rekommandieren, der deshalb im ersten Gebote Achtung für sich verlangt, weil er die Juden „aus Egypten, aus dem Diensthause“ geführt hat. Der es für wichtiger als alle Ethik hält, daß sein Name nicht „eitel“ genannt und der Sabath geheiligt werde, der Vater und Mutter ohne Rücksicht auf ihre Qualität zu ehren befiehlt und zwar nur aus dem Grunde „auf daß man lange lebe und es einem wohl-ergehe auf Erden“, der das Töten verbietet, aber nur das der Menschen und auch da hundertfache Ausnahmen macht, in denen er die Steinigung empfiehlt, der den Ehebruch untersagt, aber Ehebrecher als Propheten gelten läßt, der das Stehlen verbietet, aber im Talmud erklärt, daß er nur das Stehlen von Menschen gemeint habe und der schließlich das Verlangen nach des Nächsten Haus und Weib verpönt, als ob der Mensch gegen ein Verlangen, das ihm Gott anerschaffen hat, etwas könnte und als ob man einem überhaupt ein Verlangen verbieten könnte.

Ich bin neugierig wie Oesterreich in den nächsten vier Jahren unter den Segnungen dieser zehn Gebote zu neuem Glanze erblühen wird. Sollte dies

aber wider Erwarten nicht geschehen, dann behalte ich mir vor, bei den nächsten Wahlen selbst zu kandidieren und zwar auf Grund folgender zehn Gebote Gottes, die auch in der Bibel enthalten und nur zufällig weniger populär sind, die aber eine verspätete Popularisierung wohl verdienen dürften:

I.

Alles was männlich unter euch ist, soll beschnitten werden. Ihr sollt aber die Vorhaut an euerem Fleisch beschneiden. Das selbe soll ein Zeichen sein des Bundes zwischen mir und euch. Also soll mein Bund an euerem Fleisch sein zum ewigen Bunde. (I. Mose, 17, 10 f) So ihr mir aber einen steinernen Altar bauet, so sollt ihr nicht auf Stufen zu meinem Altar steigen, daß nicht eure Scham aufgedeckt werden vor ihm. (II. Mose, 20, 25—26.)

II.

Furcht und Schrecken sei über alle Tiere auf Erden und alle Vögel in der Luft und alles, was auf dem Erdboden kriecht und alle Fische im Meere seien in eure Hand gegeben. (I. Mose 9, 2 f) Was aber wiederkäuet und hat Klauen und spaltet sie nicht, das sei euch unrein und sollt es nicht essen. Die Kaninchen aber und Hasen wiederkäuen wohl, aber sie spalten die Klauen nicht, deshalb sind sie euch unrein. Auch was sonst vier Füße hat unter den Vögeln soll euch eine Scheu sein. III. Mose 11, 4—6 und 33.)

III.

Du sollst kein Aas essen. Dem Fremdling unter Deinem Tore aber magst du es geben, daß er es

esse oder verkaufe es einem Fremden; denn du bist ein heiliges Volk dem Herrn, deinem Gott. (V. Mose, 14, 21.)

IV.

Du sollst deines Vaters und deiner Mutter Scham nicht blößen. (III. Mose, 18, 7.)

V.

Wenn ein Lamm geboren wird, so soll es sieben Tage bei seiner Mutter sein. Am achten aber mag mans dem Herrn schlachten, denn so ist angenehm. (III. Mose, 22, 27.)

VI.

Siehst du unter den Gefangenen ein schönes Weib und hast Lust zu ihr, daß du sie zum Weibe nimmest: so führe sie in dein Haus und laß ihr das Haar abschneiden und ihre Nägel beschneiden und die Kleider ablegen, darinnen sie gefangen ist, und laß sie sitzen in deinem Hause und beweinen einen Monat lang ihren Vater und ihre Mutter. Danach schlafe bei ihr. (V. Mose, 21, 11—13.)

VII.

Wenn du ein Nest auf dem Wege findest auf einem Baum oder auf der Erde und daß die Mutter auf den Jungen sitzt, so sollst Du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen, sondern sollst die Mutter fliegen lassen und ihr die Jungen nehmen, auf daß dirs wohlgehe und lange lebest. (V. Mose, 22, 6—7.)

VIII.

An dem Fremden magst du wuchern, aber nicht an deinem Bruder, auf daß dich der Herr, dein Gott segne in allem, das du vornimmst im Lande, dahin du kommst, dasselbe einzunehmen. (Mose 23, 20.)

IX.

Wenn jemand dem Herrn ein besonderes Gelübde tut, daß er seinen Leib schätzt, so soll das die Schätzung sein: Ein Mannsbild zwanzig Jahre alt, bis ins sechzigste Jahr sollst du schätzen auf 50 silberne Schekel nach dem Schekel des Heiligtums. Ein Weib auf 30 Schekel. (III. Mose, 27, 3—4.)

X.

So ihr mich aber nicht hören wollt, so will ich auf euch schlagen, um eurer Sünden willen und will wilde Tiere unter euch senden, die sollen eure Kinder fressen! (III. Mose 26, 21—22.)

Und wenn dann die Hasen und Kaninchen wiederkäuen, daß es nur so staubt und die Vögel auf allen Vieren gehen, wenn dann niemand mehr die Scham seines Vaters und seiner Mutter blößt, wenn dann das heilige österreichische Volk kein Aas mehr frißt, sondern den Fremdenverkehr damit hebt, indem es solche Leckerbissen den Ausländern zukommen läßt, um sie für das heute schon geübte gottgefällige Bewuchern zu entschädigen, wenn es dann das Lamm als überaus angenehm empfindet ausgerechnet am 8. Tage geschlachtet zu werden, wenn ich dann einer Vogelmutter ihre Kinder stehle und

dafür so lange lebe bis ich keine 50 Schekel mehr wert bin, dann aber trotzdem noch zu einer schönen Gefangenen gehe, um bei ihr zu schlafen und mich zu diesem Zwecke meines Fleisches bediene, das durch Beschneidung zum Himmelschlüssel geworden ist — — dann, dann, Herr Professor Ude, wird vielleicht auch für Sie der Tag kommen, an dem Sie sich ein Präservativ über den Kopf stülpen werden, um nichts mehr von dieser religiösen Welt zu sehen, an dem selbst Sie aus der Kirche eines solchen Gottes austreten werden und es den Bischöfen überlassen werden, dem Seipel das Reden zu verbieten.



DIE FUNF GEBOTE EINES MENSCHEN

I.

Nichts Lebendiges absichtlich töten!

II.

In keiner Form Nichtgegebenes nehmen, also auch nicht in der Form geschäftlicher oder betrügerischer Uebervorteilung!

III.

Mit keinem Weibe in sexuelle Beziehungen treten, das nicht selbständig und frei ist!

IV.

Wissentlich nichts Unwahres sprechen!

V.

Sich nicht berauschen!

Gotamo Buddho
Die fünf Laiengebote.

Der Unterschied ist offensichtlich. Aber der Mann, von dem sie stammen, war ein Heide, dessen Anhänger so wenig von der Existenz eines Gottes in unserem Sinne wissen, daß zum Beispiel für die Missionäre in China ein dickes Buch erscheinen konnte mit dem Titel: Wie übersetze ich das Wort „Gott“ am besten ins Chinesische? Die fünf Punkte aber, von denen aus allein das ewig Weh und Ach dieser Gottesschöpfung, die angeblich gut ist, dauernd zu kurieren wäre: die kannte er.



INWOHNER

Als nach der Inflation die Pensionisten am Verhungern waren und sich loyale Staatsbürger in sogenannte unzufriedene Elemente zu verwandeln begannen, wurde es allmählich auch den Regierenden klar, daß dieser Zustand beamtshandelt werden müsse und zwar nicht so sehr deshalb, weil sich der Staat diesen Leuten gegenüber als Betrüger fühlte, denn da er das Recht hat, seinen Untertanen jederzeit an die Gurgel zu greifen, wird er ihnen doch wohl auch in die Taschen greifen dürfen, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil durch den Anblick der täglichen Selbstmorde alter Leute auch die staatliche Moral der Nichtbetroffenen hätte leiden können und der Erfolg der geplanten „Spartage“ in Frage gestellt worden wäre die den Zweck haben sollten, Opfer für die nächste Inflation anzuwerben. Es war ja ohne Zweifel von den Menschen, denen der Staat ihr ganzes Leben lang das Brot gegeben hatte, um seine Funktionäre mit Delikatessen füttern zu können, eine grobe Ungehörigkeit, ihren Brotgeber einen Falschmünzer zu heißen. Hatte der Staat doch nicht wie ein gewöhnlicher Verbrecher gehandelt, der aus purem Uebermute Geld fälscht und von ihm und seinen Beamten mit vollem Recht dafür eingesperrt wird, sondern nur gezwungen durch die Not des von den Untertanen vorwitzig angezettelten Krieges, der allein die Noten der Bank in Zettel verwandelte und das Nominale der Wertpapiere auf den Papierwert reduzierte. Aber schließlich konnte man einer solchen Ungehörigkeit nach dem Umsturz nicht mehr mit dem Hinweis auf den Vers der Volkshymne „Gut und Blut fürs Vaterland“ und dem österreichischen Zitat „Da kann ma nix machen“ beikommen und man begann lieber durch Ruinieren der Zukunft die Gegenwart zu sanieren. Damit traf man zwei Fliegen auf einen Schlag. Man brauchte den Betrogenen nicht nur wieder nichts zu geben, weil ja jede Verletzung der Sparmaßnahmen den Ungesättigten gegenüber

den Erfolg der Sanierung für die Unersättlichen gefährdet hätte, sondern man konnte gleichzeitig jede Auflehnung der lediglich auf Ideale dressierten Patrioten durch den Hinweis darauf verhindern, daß es für den Anfang wohl genüge, wenn es gelungen sei, die Banknotenpresse „stillzulegen“, die — so ein Biest — ganz von selbst und gegen den Willen der Regierung in höchst unmoralische Bewegung geraten war. Zur Vorsicht erinnerte man sich aber auch noch des ausgezeichneten römischen Regierungsrezeptes „Divide et impera!“, teilte die Pensionisten, die alle ein gemeinsames Interesse hatten und infolge ihrer großen Zahl bei den Wahlen doch hätten gefährlich werden können, in „Alt-Altensionisten“, „Altpensionisten“, „Neupensionisten“ und „Neu-Neupensionisten“, warf jeder der so geschaffenen vier Klassen einen anderen Brocken hin, ließ sie sich untereinander um diese Brocken raufen und herrschte, keine Parteien sondern nur noch Betrogene kennend, voll väterlicher und staatlicher Fürsorge über sie alle in dem Bewußtsein, für dieses neuerliche Verbrechen den Titel des „einzigen österreichischen Diplomaten europäischen Zuschnitts“ vollauf verdient zu haben.

Was aber diesen Opfern der Geldentwertung in so vorbildlicher Weise gelungen war das wollte mit ihren anderen Opfern, den Hausherrn absolut nicht gelingen und spottete des politischen Schafsinnes der Majoritäten. Man hatte sich ja redlich bemüht, einerseits die Hausbesitzer durch die Einführung der geradezu ulkigen „Wertzuwachssteuer“ mit Dankbarkeit für den ihnen durch die Inflation zugewachsenen Nullenreichtum zu erfüllen, der den Entgang an Miete wohl reichlich aufwiege, andererseits aber die Mieter wie die Pensionisten in Kategorien zu spalten und zwar auch diesmal durch Einführung von „Stichtagen“, das sind solche Tage, die den zeitlichen Geltungsbezirk eines alten Blödsinns von dem eines neuen scheiden. Der Erfolg jedoch blieb aus. Mit den Pensionisten war es leicht zu verhandeln, denn sie hatten nichts, wünschten eine Aenderung und mußten sich beeilen, wollten sie das Ende der Verhandlungen noch erleben. Die Mieter aber hatten nur den Wunsch, daß es doch immer so bliebe, saßen in ihren Wohnungen und dachten weder ans Ausziehen noch ans Valo-

risieren der Zinse. Und an Delogierung oder Pfändung war abgesehen von dem Hindernis, das ihre große Zahl darstellte schon deshalb ebenfalls nicht zu denken, weil diejenigen, die sie hätten delogieren und pfänden sollen ja wieder Mieter waren und sich vorerst selbst hätten delogieren und pfänden müssen. Die Hausherren aber, die dieses Geschäft gerne übernommen hätten, waren nicht nur zahlenmäßig zu schwach, sondern konnten sich doch auch nicht selbst durch Gewaltanwendung bloßstellen; hatten sie sich doch bei den Verhandlungen über den Mieterschutz immer als alte gebrechliche Leute hingestellt, die sich von den Ersparnissen eines arbeitsreichen Lebens voller Entbehrungen endlich ein Ringstraßenhaus gekauft hatten und nun um die Früchte ihrer Lebensarbeit betrogen waren.

Da also auf diese Weise unter den Konsumenten des politischen Kohls keine Uneinigkeit zu erzielen war, ergriff diese Uneinigkeit plötzlich die Produzenten dieses wichtigen geistigen Volksnahrungsmittels. Die Gesetzgeber spalteten sich noch mehr als sie ohnehin schon gespalten waren und die Parteimitglieder nahmen innerhalb der Parteien Partei. Die Einen für die Mieter, die Anderen für die Hausherren, die Geschäftstüchtigsten für beide. Und auch jede neu entstehende Partei betrachtete es als ihre vornehmste Pflicht, zuerst zur Frage des Mieterschutzes Stellung zu nehmen, wie wir es erst kürzlich bei der Udepartei erlebt haben, die als Verfechterin der Lehren des anarchistischen Kommunisten Jesus natürlich für die Hausherren ist. Da ich aber, wie bereits mitgeteilt, um einem Mangel im Ueberfluß abzuhelfen, selbst die Gründung einer Partei erwäge und bei den nächsten Wahlen auf Grund der im vorhergehenden Aufsatz zitierten zehn Gebote Gottes zu kandidieren gedenke, sei es mir vergönnt, bereits heute in meinen Wahlkampf einzutreten und vorerst einmal meine Einstellung zum Mieterschutz in aller politischen Bescheidenheit und Kürze dahin zu präzisieren, daß meiner Meinung nach die ganze Angelegenheit vor allem an der sonderbaren Tatsache krankt, daß es überhaupt Mieter gibt, also Menschen, die kein Vaterhaus und gewöhnlich auch keine Heimat haben und vor dem Erscheinen des Mieterschutzgesetzes jederzeit durch den Willen

eines anderen in ihrer Selbsthaftigkeit erschüttert und zu einem Nomadenleben inmitten einer Gesellschaft verurteilt werden konnten, die sich doch auf ihre Selbsthaftigkeit den Wilden gegenüber immer viel zu Gute tat. Das Gefühl dafür daß ein Mieter eigentlich ein Monstrum ist, wenn er als Angehöriger von Völkern, die es als höchste Schande betrachten, anderen zinspflichtig zu sein, freiwillig Zins zahlt, dieses Gefühl ist bedauerlicher Weise schon allgemein abhanden gekommen und hat sich rudimentär nur bei den Bauern erhalten, für die ein „Inwohner“, also einer, der nur bewohnt ohne zu besitzen, neben dem Bettler eine der armseligsten Erscheinungen sozialer Bedürftigkeit ist, während für den Großstädter wieder der Hausherr der Inbegriff der in sich selbst ruhenden finanziellen Unabhängigkeit war. Es ist nun gewiß begrüßenswert, daß allmählig auch die Millionen Inwohner einer ein paar tausend Hausbesitzern gehörigen Stadt die Kläglichkeit ihrer Zinsknechtschaft zu empfinden beginnen, aber ihr Verlangen, den Mieterschutz in eine dauernde Einrichtung zu verwandeln oder doch wenigstens eine Kündigung ohne triftigen Grund zu verbieten, kann nie Erfolg haben. Sie bringen den Staat durch ein solches Begehren nur in eine Verlegenheit, deren er durch kein gesetzgeberisches Herumstümpfern an einem Problem, das er gar nicht versteht, Herr werden kann. Denn er ist ja auch der Beschützer des Eigentums und als solcher ein Organ der Hausherrn und eine gesetzliche Remedur eines durch Alter und Religion sanktionierten Blödsinns ist undurchführbar. Der Blödsinn aber liegt in der Möglichkeit des Eigentumsrechtes eines Menschen an Sachen, die seinen Eigenbedarf übersteigen. Ach, daß ich doch Kaiser von Oesterreich wäre! Es sollte mir ein Genuß sein einer Freiheit, der Wirtschaft zu Gunsten einer Freiheit der Menschen den Garaus zu machen und durch das simple Verbot, größere als Einfamilienhäuser zu bauen, wollte ich gar bald die Großstädte zerstören, den Schutz des Privatlebens vor neugierigen Blicken verstärken, die Gerichte von Ehenbeleidigungsklagen entlasten, alle Oesterreicher zu Hausherrn, also zu ihrem eigenen Ideal machen und schließlich sogar den Hausmeister in eine noch legendärere Persönlichkeit verwandeln, als er ohnehin schon ist.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Tierfreund. Für Ihren gut gemeinten Rat, das Nebelhorn doch als „eminenter tierfreundliche“ Zeitschrift an den Wiener Tierschutzverein zu senden, danke ich Ihnen vielmals. Er kommt leider zu spät. Der Wiener Tierschutzverein erhielt das Nebelhorn von der ersten Nummer an. Fünf Nummern wurden hingenommen, die Sechste mit folgendem Schreiben zurückgeschickt:

Wien, den 29. März 1927.

An den Verlag „Das Nebelhorn“

Graz.

Ihre Zeitschrift senden wir mit abgesonderter Post zurück, da wir für dieselbe als Tierschutzverein kein Interesse haben. Wir sind daher auch nicht in der Lage, ein Abonnement auf die Zeitung zu bezahlen oder einzugehen. Hochachtungsvoll

Wiener Tierschutzverein.

Der Vicepräsident:

F. Riedl

Der Sekretär:

Unterschrift unleserlich.

Daraufhin wird das Nebelhorn jetzt mehr in Fleischhauer- und Vivisektorenkreisen propagiert. Ich stehe diesem Unternehmen skeptisch gegenüber. Mein Verwalter aber, der die ganze mühsame Arbeit der Administration des Nebelhorns ohne Bezahlung leistet und daher ein Optimist ist, behauptet: Mehr kann uns auch nicht passieren, als daß wir es mit „abgesonderter Post“ zurückgeschickt bekommen. Und damit hat er eigentlich wieder recht.

Sachverständiger. Zum Prozeß Marek habe ich deshalb nicht „Stellung genommen“ weil in seinem Verlaufe nur ein bemerkenswerter Satz gesprochen wurde, nämlich vom Vertei-

diger Dr. Riehl, der sagte: „Ich sags ja immer, ein Fleischauger müßte her als Sachverständiger!“ Da ich aber Vegetarier bin, kann ich mir über einen solchen Prozeß kein Urteil anmaßen. Was er sonst über die Einrichtung der gerichtlichen Schwachverständigen an den Tag gebracht hat, ist schon lange niemandem mehr verborgen. Eine Enthüllung war also überflüssig.

Fesche Linzerin. Ich würde Ihnen empfehlen, einen Kurs im Boxen zu absolvieren. Haben Sie nicht gelesen, daß erst neulich eine junge Kanadierin einen Stellvertreter Gottes Knockout geschlagen und des sittlichen Bewußtseins beraubt hat, weil er sich aus Interesse an dem, was unter ihnen ist, für die Länge ihrer Röcke interessiert hat? Ich bin zwar für die Gewaltlosigkeit, aber nicht für die Gewaltlosigkeit um jeden Preis und würde eine Amerikanisierung sämtlicher Linzerinnen begrüßen, damit diesen Peterspfennigfuchsern endlich einmal die Lust vergehe, ihre fettgepolsterten Finger fortwährend „aufzeigend“ an die unsittlichen Schwären der Zeit und an weibliche Körperstellen zu legen, an denen sie mit ihnen nichts zu suchen haben.

An die Redaktion des Grazer Tagblatts. Warum haben Sie die Ihnen in Nr. 8 zur Verfügung gestellten Sätze noch immer nicht nachgedruckt? Sie es zu wenige? Ich habe inzwischen in einem Aufsatz über die Wiener Deutschmeister noch einen gefunden, den ich Ihnen zu den gleichen Bedingungen offeriere und der ebenfalls beweist, daß Soldat sein und Mörder sein nicht dasselbe ist, nach dem bekannten Satze: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Hier ist er:

In diesem Regimente dienten auch zahlreiche der sogenannten „schweren Plattenbrüder“, die auf Wiener Boden einfach nicht zu bändigen waren, die aber an der Front eine recht zusa gende Beschäftigung fanden und besonders in schweren blutigen Nahkämpfen fürchterlich wüteten.

Was sagt der Spezialist zur Propagierung des Furor teutonicus in Ihrer Redaktion dazu?

Kriegsteilnehmer. Ja, ja dieser Sil-Vara ist identisch mit dem Silberstein, von dem jetzt im Burgtheater die Komödie „Das Genie und sein Bruder“ aufgeführt wurde. Seine Beteiligung am Kriege bestand in einem Buche, das sich „Briefe eines Landsturmlieutnants an Frauen“ oder so ähnlich betitelte. Der Knalleffekt dieses Buches war ein Satz, der ungefähr so lautete: „Die Schrapnelle sind nicht so gefährlich wie die Granaten, weil sie viel langsamer fliegen und weil man sie in einem weißen Wölkchen herankommen sieht.“ Das kommt davon, wenn man den Krieg nur aus Bildern kennt und doch an der Konjunktur der Menschheitsverblödung durch Kriegsbücher teilnehmen möchte, um im Hinterland bleiben zu können. Da anzunehmen ist, daß dieser Silberstein vom Genie noch weniger weiß als vom Kriege, kann die neue Komödie ja ganz heiter sein. Der Kritiker des Wiener Journals, Leopold Jacobson sagt: „Sil-Vara ist ein gelassener Betrachter, der seine Schlüsse erst dann zieht, wenn er die Ursachen festgestellt hat. Er dichtet dann aus dem Atmosphärischen heraus.“ Sil-Vara ist also — Gott sei Dank — der Alte geblieben und der Zahn der Nachkriegszeit konnte ihm nichts anhaben. Denn er war ja schon damals ein im Hinterland gelassener Betrachter, der seine Schlüsse über die Schüsse erst dann zog, nachdem er die Schlachtenbilder als Ursachen der Gesetze der Ballistik festgestellt hatte. Dann aber dichtete er aus dem Atmosphärischen heraus und erweckte die Heiterkeit der Erde durch eine Bewölkung des Himmels.

Lyriker. Sie haben recht. Dieser Hugo Salus ist unentwegt wie kein zweiter drauf und dran, der Lyrik neue Wege zu weisen. Hören Sie nur:

Rose

Der Dichter und der Forscher und das Kind
Um einen Rosenstrauch versammelt sind.

Der Dichter jauchzt: Schönheit ist ihr Beruf;
Stets Duft zu spenden, wozu Gott sie schuf.

Der Forscher sinnend seine Stirne senkt:
Sie duftet nur, wenn wer den Duft empfängt.

Das Kind hebt sich zur Rose auf die Zeh'n,
Es küßt sie, lispelt: Du bist wunderschön!

Hugo Salus.

Was soll man dazu sagen? Wenn Salus in seiner Nebenbeschäftigung als Frauenarzt auch so viele Fehlgeburten auf dem Gewissen hat wie als Lyriker, dann muß die Bevölkerungszahl sinken und es ist höchste Zeit, sich mit Ude im Kampfe gegen die Präservative solidarisch zu erklären. Sich das nur vorzustellen, wie sie versammelt sind, der Dichter, der Forscher und das Kind um einen Rosenstrauch, welches Wort — wir wollen es aus Sittlichkeitsgründen hoffen — doch nicht am Ende einen schönen jüdischen Jüngling mit seinem Zunamen bezeichnet! Wer erinnert sich da nicht gleich an Urahn, Großmutter, Mutter und Kind, die allerdings nur in dumpfer Stube beisammen sind, dafür aber auch vom Blitze getroffen werden, während kein Schlag sich herbeiläßt, die drei Salus'schen Gestalten zu treffen, sondern darauf wartet, bis der Leser das Gedicht tollkühn zu Ende gelesen hat. Salus ist eben nicht für die Tragik, sondern mehr für die Sinnigkeit. Die drei Versammelten werden schon ungeduldig. „Wo nur Salus bleibt?“ sagt der Forscher und senkt die Stirne, „der dichtet auch nur, wenn wer gerade keine Unterleibsschmerzen hat.“ Das Kind hebt sich auf die Zeh'n und blickt vergeblich nach allen Seiten. „Ich möcht ihn küssen, er ist wunderschön mit seinen langen schwarzen Locken“ lispelt es. Da jauchzt der Dichter auf: „Dort kommt er. Schönheit, insoferne sie ein diskretes Leiden hat, zu behandeln, ist sein Beruf. Stets Duft zu spenden, Spülungen er schuf.“ Und Salus naht gummielastischen Schrittes, Dichter, Forscher und Kind in einer Person, pflanzt sich vor dem Rosenstrauch auf, zückt Füllfeder und Notizbuch, gibt ein Zeichen und die scheinheilige Dreieinigkeit, aus der er besteht, beginnt zu singen und zu sagen. Und er schreibt, und es wird gedruckt, und man liest es und sein Bild leuchtet immer wieder auf in den illustrierten Zeitungen. Und niemand bricht zusammen unter dem Alpdruck des Gedankens, daß Menschen unter uns wandeln, die mit seiner geburtshilflichen Intervention das Licht einer Welt erblickt haben, in der sich Ly-

rik auf schmierig reimt und in der nicht das *salus populi* sondern die Popularisierung des *Salus* ein Gegenstand der Sorge ist.

Neugieriger. Sie quälen mich also weiterhin mit Fragen nach dem bisherigen Erfolg des *Nebelhorns*, obwohl Ihnen doch mein Schweigen über diesen Punkt in den letzten Nummern als Antwort hätte deutlich genug sein können? Sie haben eben wie alle Leser einer derartigen Zeitschrift keine rechte Vorstellung von den Martern, die ihr Herausgeber ertragen muß. So sehr ich mich über die wenigen Zuschriften freue, deren Verfasser überhaupt ahnen, was ich mit meiner Zeitschrift will und es verstehen können, welche Fülle schmerzlicher Lebenserfahrungen dazugehört, eine satirische Ader zum Bersten zu bringen und so notwendig ich, wie jeder in meiner Lage, um an meinem Werk nicht zu verzweifeln, eine Resonanz in den Herzen jener Wenigen brauche, von denen der Buddha sagt: „Es gibt Einige unter den Wesen, deren Augen kaum mit Staub bedeckt sind: Sie werden die Wahrheit erkennen“, so entsetzlich sind die zahlreichen Zuschriften, Jener, deren Augen teils mit rationalistischem, teils mit mystischem, teils mit gänzlich undefinierbarem Kleister verschmiert sind und die mit ihren Federstielen im Dunkel ihrer Erleuchtung umhertappen, daß die Tinte spritzt. Ich will hier von Zumutungen absehen, wie zum Beispiel von der an mich — nicht etwa an die Verwaltung — gerichteten einer Metallwarenfirma, die (unter Beilage adventistischer Flugblätter) Pobenummern des *Nebelhorns* verlangt und mir dafür ihren patentierten Gabelreiniger „Gabelfix“ zu einem Tausche anbietet, den sie durch das Versprechen, später „ev. zu abonnieren“ noch besonders betörend zu machen meint oder von der weit ärgeren eines prominenten Wiener Tintenmulis, das mir für eine Nummer des *Nebelhorns*, die ihm ohne mein Wissen zugegangen war, nebst dem unerbetenen Versprechen, mich „fördern“ zu wollen, den Betrag von 60 Groschen „als Schreiberlohn“ sandte und für die nächste Nummer, die leider schon unterwegs war, „bloß 50 Groschen, weil sie nicht mehr wert war“. Aber wenn man so erlebt hat, wie ein humoristischer Zwangsarbeiter im Dienste der Wiener Presse, von mei-

ner satirischen Kraft verleitet, auf dem Briefpapier einige Bocksprünge der Unabhängigkeit riskiert und sich dabei den Kopf verstaucht, dann tritt der, vorher für unmöglich gehaltene Fall ein, daß man die zwölf engbeschriebene Seiten lange Weltanschauung eines sozialistischen Verlegers, die man ebensogut von vorn nach hinten, wie von hinten nach vorn lesen kann, als eine wahre Wohltat empfindet, daß man die immer wiederkehrenden Lebensäußerungen des kategorischen Bimpferativs der Mittelmäßigkeit, der das Niederreißen verpönt, dagegen das Aufbauen empfiehlt, zu seiner eigenen Verwunderung ohne Gehirnlähmung übersteht und das Dröhnen des eisigen Schweigens derer, die im Begriffe sind, das zu tun, was ich in der ersten Nummer prophezeit habe, nämlich, dem Nebelhorn gegenüber durchzufallen, als Sphärenmusik begrüßt. — Weit weniger lebhaft als auf dieser, im Jargon der Herausgeber als „ideell“ bezeichneten Seite des Erfolges, geht es auf der materiellen zu. Drängen sich dort die Schreiber, so drücken sich hier die Zahler, daß es nur so eine Art hat, und die Sanierung macht sich an allen Ecken und Enden des Postsparkassenkontos fühlbar. Ist es oft erschütternd zu sehen, wie Menschen mit geistigen Bedürfnissen, durch die staatliche Banknotenfälschung um das Wenige, das sie besaßen, betrogen, den einen Schilling im Monat nicht entbehren können, so scheint andererseits bei denen, die zahlen könnten, durch die in der dritten Nummer erfolgte Veröffentlichung einer behördlichen Belästigung, in der ich mit meinen zehn Joch Ackerland als „Gutsbesitzer“ titulierte, entstanden zu sein, mir gehe es so gut wie dem Stifte Admont, und die Beilage der Erlagscheine sei lediglich eine Marotte, die man nicht weiter ernst zu nehmen brauche. Da sich der Drucker aber standhaft weigert, Anerkennungsschreiben an Zahlungsstatt anzunehmen und sich in letzter Zeit die dreihundert Bezieher in Deutschland, die allein den Fortbestand des Nebelhorns gewährleisten könnten, insofern an Oesterreich angeschlossen haben, als auch sie nichts zahlen, so beginnt sich das Unternehmen geradezu übertrieben lukrativ zu gestalten. Wohl denke ich noch nicht daran, die Feder hinzulegen und einer Welt Ade zu sagen, die den Gefallen, den ich ihr mit meinem Schweigen er-

wiese, ja doch nur dahin umdeuten würde, daß ich Gefallen an ihr gefunden habe. Denn ich gehöre zu jenen Naturen, die, einmal im Besitze der Flinte, diese nicht so schnell ins Korn werfen wie andere den Revolver, da ihre körperliche Bedürfnislosigkeit sich angesichts der geistigen ihrer Mitmenschen noch wesentlich steigern läßt. Da diese Steigerung aber unbedingt mit einer Verminderung des Umfanges des Nebelhornes verbunden sein müßte und mit einer Aenderung seiner Erscheinungsweise, so wollen wir uns vorläufig noch einem durch nichts gerechtfertigten Optimismus hingeben und wollen, bevor wir zu fürchten beginnen, was andere hoffen, noch ein wenig hoffen, was andere fürchten: Daß sich als Pendant zu den dreihundert Menschen, die nach Rathenau die Geschicke der Welt lenken, doch noch andere dreihundert finden werden, die mit je einem Schilling monatlich die Druckkosten eines Organes bestreiten, das diese Geschicke kläglich findet, das seine aber nicht kläglich finden möchte.



DIE BEREITSCHAFT

.....
Zeitschrift für Menschenökonomie, Wohlfahrtspflege u. soziale Technik
.....

Schriftleitung und Verwaltung:

Wien, I., Annagasse 18

Die Bezugsgebühr beträgt: Für das Halbjahr S 1.50,
für ein Jahr S 3.—. Probenummern kostenlos.

DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern . . .	6.50 „
6 Nummern . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.